

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 57.

Mittwoch, 8. März.

1916.

Sintje.

[Nachdruck verboten.]

(B. Fortsetzung.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Schraff.

„So ein Kind!“ sagte Zaffe, und die beiden saßen sich unter den Arm, um sich gegenseitig einen Sock zu gewahren.

Die Musik spielte, die Durichen gröhlten, die Mädchen freischten. Von der altersgrauen Galtje de la Chapelle hallten zwei dröhnende Schläge: Halb Behn.

„Wir kommen noch recht“, sagte Zeffe beruhigt.

„Wir wollen singen“, schlug Zaffe vor; doch als wollte ihnen kein passendes Lied einfallen, blieben sie auch weiterhin stumm. So trauelten sie müde heimwärts nach den stilleren, reineren Straßen, nach dem schweigsamen Hause des Alters mit seinem großen, unerbittlichen Eingangstor.

Die rosa Papiernellen hatten sie eingeblüht. Und plötzlich schluchzte der alte Boustic auf: „Zeffe, das verfluchte Hospiz, ich mag nicht wieder hinein.“

„Du hast zuviel Jaro im Leib, Zaffe, nun redest du Unsinn, komm nur weiter!“ sagte der gemütliche Flankländer beruhigend.

Aber Zaffes Stimmung war nun einmal ins Weinerliche umgeschlagen, und er jammerte weiter.

„Nun ist es aus mit der Kimmes, sie schlagen das schwere Tor hinter mir zu, und ich sitz für immer drin in dem stillen Haus und hör und seh nichts mehr. Es ist holt, so mit lebendigem Herzen ins Grab zu gehen, so von der Kimmes weg, Zeffe!“

„Komm nur weiter, Zaffe, es ist Zeit, zu spät dürfen wir nicht kommen, es gibt noch eine warme Suppe zur Nacht!“

Es sollte des alten Marolliens letzter Kimmesbesuch bleiben.

Zwei Monate später schon trugen sie einen Sarg aus dem Greisenhospiz und haben ihn auf den Leichenwagen. Die alten Hausgenossen gingen alle mit, unentgeltlich. Sie hatten zusammengelegt, um dem lustigen Zaffe des Marolles einen Kranz zu spenden, einen großen, mit weißen Blumen und einer Schleife mit Goldinschrift: „Heute du und morgen wir! Ihrem lieben Freunde zum Troste die Alten des Greisenhospizes.“

Mitten in der gebeugten Greisenschar schritt auch Sintje hinter dem Sarge des Großvaters her. Sie hatte ein schwarzes Tüchlein um den Kopf gebunden, das ihr schmales Kinder Gesicht noch bleicher machte. Sie schaute unentwandt mit großen, heißhungrigen Augen nach dem Totenwagen prangte, und grämte sich heimlich, daß der Großvater seinen Kranz nicht mehr sehen konnte. Er hatte ihr immer so große Ruderherzen geschenkt, der Schöne, lustige, alte Großvater!

„So, nun lauf heim.“ Befahlen die Alten dem Kinde nach der kurzen Feier auf dem Kirchhof.

Und Sintje lief zurück in ihr schmuckiges Viertel zu der häßlichen Großmutter, die jetzt ihre einzige Verwandtschaft ausmachte. Die Großmutter aber schenkte ihr keinen Seller für die Kimmes!

Zweites Kapitel.

Sintje ging nun zwar zur Schule, doch kam sie gern zu spät zu den Unterrichtsstunden, und sehr oft kam sie gar nicht.

Auf regelmäßigen Schulbesuch wurde bei den Kleinen Stellrate nicht streng gehalten. Und Sintje liebte das Stillsitzen auf der Schulbank nicht. Lieber noch saß sie beim Neele in dessen bunter Stube, die immer voller reparaturbedürftiger Marionetten lag. Neeles Stube war das Bazarett des hölzernen Komödiantenvolkes. Auf dem Kamin, auf der Kleiderkiste, auf der Bank lagen die Könige, die Musikanten und die Zigeuner herum. Und Neele selbst saß hinter dem Tisch und schnitt Kronen aus Goldpapier und nähte Kleider und nähte zerbrochene Glieder zusammen. Er war fünf Jahre älter als Sintje, beinahe schon erwachsen, aber klein, schief und blaß; sie hießen ihn Domke, den Marionetten-Domke, das Puppenonkelchen, so wie sie Toone den Burpenpapa nannten. Papa Toone ließ bei den Aufführungen die männlichen Wesen sprechen, und Domke, sein Sohn, die weiblichen mit hoher, feiner, rührender Stimme. Er besuchte eine Realschule, Papa Toone verdiente genügend an seinem Theater, daß er das teure Schulgeld bezahlen konnte. Er hoffte, es werde sich lohnen, er hegte die Überzeugung, aus diesem stillen, tief sinnigen Jungen könnte wohl einmal ein Dichter werden, wenn er nur die nötige Bildung dazu erworben hätte. Und Domke selbst glaubte heimlich auch, er könne es einmal dahin bringen, neue Stücke für seine Marionetten zu dichten.

In Domkes Stube, die nur ein kleines Fenster hatte, das auf eine Mauer hinaus sah, die dem Licht den Eingang verwehrte, brannte auch bei Tage, sobald er von der Schule zurück war, eine grün umschichtete Petroleum-Lampe auf dem Tisch. Das verlieh dem kleinen Raum etwas seltsam Trauliches.

Wenn Sintje noch wildem Umhertollen mit den Kindern der Nachbarschaft von der schmuckigen Gasse hereingestirmt kam in die Stube, wo still die Lampe brannte und ihren warmen Lichtkern über die Tischplatte warf, auf der die bunten, hölzernen Menschenkinder, das Glittergold und die Farbentöpfchen zerstreut verstanden und lagen und einen hellen Schein auch über das ernste, fränkische Knaben Gesicht und über die mageren, vorsichtig arbeitenden Hände des Puppen doktors breitete, da blieb sie immer erst tief aufatmend unter der Tür stehen und ging dann auf den Beheupfen zu ihrem Platz am Tisch, und das Wetterleuchten in ihren Augen wandelte sich langsam in einen stillen, träumerischen Glanz.

Domke sah Sintje gern bei sich am Tisch, er schob ihr immer die angenehmsten Arbeiten zu. Sie durfte der Königin die goldene Papierkrone auf die glatte weiße Stirn kleben, sie durfte dem niedlichen Schäfermädchen den Girtenstab vergolden und über den kalten Schädel des Hanswursts, des „Bouche-nellefeller“, die neue Schellenkappe mit den klingenden Glöckchen streifen.

Vielleicht dufte das Soehn des Hauses die kleine Steller-
ralte nur deshalb an seinem Tische, weil er allein mit
ihr von der Zeit reden konnte, von der er so gern
sprach: „Wenn ich einmal die Stücke für unser Theater
schreiben werde —“ er hatte sonst niemand, zu dem er
davon sprechen konnte, denn den Vater nahmen am Tage
die Kunden der Schenke und abends die Vorstellun-
gen im Keller in Anspruch, und Kameraden hatte der
schöne, schmächtige Knabe nicht.

Zuweilen führte auch Fintjes unheimliche Groß-
mutter in Domes traulicher Werkstatt ein. Dann
schwang der vorher geprügelte Junge, und die Gese aus
dem Bouchonellekeller, das alte, strenge, verbitterte
Weib, führte allein das Wort. Die Kinder kannten ihre
Geschichten, ihre traurigen großdurchlebten Erinnerun-
gen alle, aber Fintje stachelte sie immer von neuem zum
Erzählen an.

„Großmutter, wie war's doch damals, als du noch
jung warst, wie die Senne noch offen durch die Stadt
floß, und du des Sonntags mit den kleinen Schwestern
auf deiner Verte (Allee*) am Kanal lang spaziertest?
Sprich noch mal davon.“

Dann erging sich die Alte in der Beschreibung des
einst so beliebten Spaziergangs des alten Brüssels längs
dem Kanal, der lustige Vergnügungsschiffe und bunte
Nachen trug.

„Gente ist er schmutzig und stumm geworden und
trägt seine Lasten wie ein müder Arbeiter, und die
frischgrünen Bäume der Allee sind alt und kahl, sie
sterben dahin, einer nach dem anderen, und niemand
kummert sich darum. Wie sie die lustige alte Senne
vergesen haben, die sie unter ihren steinernen Straßen
begraben, so vergesen die Brüsseler auch ihre alte Verte
Allee, denn nur wenige leben noch, die sie in ihrer
Glanzzeit gekannt haben. Und ihr könnt singen, wie
meine Tochter, das Truitje, schon sang:

Nous n'irons plus promeneie
A l'Verte Allee —“

„Und der Justizpalast, Großmutter!“
„Der?“

Neugierig schielte Fintje nach der Großmutter hin-
über, nun wird die böse, sie kannte das schon.

„Ein gieriges Ungeheuer ist der steinerne Koloss, der
Justizpalast! Wer hat sie geheißen, den unverdämbten
Riesen in unser Viertel hinauszuschieben? Konnten sie
ihn nicht auf einen ihrer großen, menschenleeren Bier-
plätze stellen? Mußte er gerade uns armen Volk unser
Häuschen Raum und Licht noch schmälern? Die Häuser
haben sie uns niedergedrückt, gänge- und gassenweise,
um ihm einen freien Stand zu schaffen. Wie ein König
sollte er dastehen, einsam und frei und stolz. Weg mit
den schiefen, armseligen Häusern, seine Majestät ver-
langt Raum! Reist sie nieder, legt den Boden rein,
das häßliche Zwergvolk beugt den steinernen König.
Weg mit euch, hinunter, hinunter, die Stufen hinab, da
unten, da seht, wie ihr Platz findet, da schachtelt euch ein!
Da dürft ihr herumfrischen zu Füßen der steinernen
Majestät, freut euch doch, ihr armseliges Gewürm, unter
seinem Schatten dürft ihr fortan leben!“

Wir aber freuten uns nicht. Wir hatten unsere
elenden alten Häuser lieb, unsere dunklen Gänge und
Sackgassen, in denen unsere Eltern und Großeltern schon
gewohnt hatten. Wir wollten uns unser armseliges
Eigentum, das uns wert war, nicht entreißen lassen.
Seht, da oben hat mein Haus gestanden, wo jetzt die
Sonne den glatten steinernen Umgang des Justiz-
palastes bescheint, mein Truitje ist darin zur Welt ge-
kommen, mein Mann darin gestorben, und mein Eigen-
tum war's. Hört ihr, mein Eigentum. Mitleidig ge-
nuß entworfen! Also wollt ich's nicht hergeben. Ich
wollte nicht. Die Nachbarn, die keinen eigenen Willen
hatten, sie räumten aus. Ich rührte keine Hand. Sie
trugen mir eine Geldsumme ins Haus mit dem Befehl,
es zu räumen. Ich warf ihnen das Geld vor die Füße
und ging an meinen Herd und kochte meine Suppe
weiter. Was ging mich der Justizpalast an, mochte er

sehen, wie er sich mit mir niederem Nachbar vertrug! Um
uns herum krachten die Häuser und stürzten die Mauern,
und der weiße Staub flog uns in die Fenster herein.
„Daß sie morden, wir bleiben“, sagte ich zum Truitje,
das sich fürchtete. Rings um uns wurde es licht. Die
Kammer, die früher dunkel gewesen war, wurde hell.
„Sieh, wie vornehm wir werden“, sagte ich, „sie schaffen
uns freien Raum, uns und dem Justizpalast!“ Ich
lachte noch, da kamen sie mit ihren Beilen und Äxten
und eisernen Hacken, und es ging ein Krachen durch die
alten Wände, daß das Kind laut aufschrie und hinaus-
lief. Ich aber blieb, wo ich war. Von draußen schrie
das Kind: „Mutter, Mutter, Komme doch!“ Ich hörte
es wohl, aber ich wollte nicht, sie sollten mir mein Eigen-
tum nicht nehmen, auch für Geld nicht. Es kamen aber
vier Männer ins Haus hinein, die hoben mich mitamt
dem Stuhl, auf dem ich saß, in die Höhe und trugen
mich heraus. Sie wollten lachen dabei, ich aber hob
ihnen geslucht, daß ihnen das Lachen im Hals stecken
geblieben ist.

(Fortsetzung folgt.)



O Wahrheit, deinen edlen Wein
Ruht du mit Wasser mischen;
Denn willst du ihn rein aufzischen,
So nimmst er den Kopf den Gästen ein.
Fr. Rückert.

Kaiser Friedrich als Brautwerber für die Königin Elisabeth.

Das enge Band der Verwandtschaft und Freundschaft,
das unser preussisches Herrscherhaus stets mit dem rumäni-
schen Königspaar verknüpft hat, offenbart sich bereits in der
romantischen Geschichte der Verlobung, als der junge Fürst
von Rumänien die Prinzessin Elisabeth von Wied zum Bunde
fürs Leben gewann. Die jetzt dahingegangene Königin hat
diesen Liebesroman, der das Glück ihres Lebens begründete,
immer wieder erzählt und dabei auch gern der Nelle gedacht,
die der damalige Kronprinz Friedrich als Brautwerber ge-
spielt. Sie, die stets eine Deutsche geblieben ist, hing mit aller
Sorgfucht ihres Herzens an der rheinischen Heimat; und
unter diesen schönen Bildern der Jugend stand dieser poetische
Abschluß ihrer Mädchenjahre am leuchtendsten vor ihrer
Seele. Während eines Besuches in Berlin bei der Königin,
der späteren Kaiserin Augusta, sah sie den Prinzen Karl von
Hohenzollern-Sigmaringen zuerst flüchtig. Dann vergingen
Jahre, und sie hörte von seiner abenteuerreichen Laufbahn,
wie er sich den Weg zu dem rumänischen Thron gebahnt und
wie trefflich er in seinem Lande walnete. In der zweiten
 Hälfte des Jahres 1869 unternahm Fürst Karol seine erste
größere Reise mit der Absicht, sich eine Gemahlin auszu-
wählen. Wie wir durch die Aufzeichnungen „Aus dem Leben
König Karls von Rumänien“ wissen, war es Kronprinz
Friedrich von Preußen, der die Aufmerksamkeit des Fürsten
auf die Prinzessin Elisabeth von Wied lenkte. Sie trafen
sich in Baden-Baden, und, der Kronprinz rät seinem Vetter
bringend, alle anderen in Frage kommenden Partien aufzu-
geben und sich um die Prinzessin Elisabeth zu bewerben; er
kenne sie genau, sie habe ebenso viel Geist wie Herz, edles
Streben und einen unwiderstehlichen Reiz. Der Kron-
prinz macht sich anheischig, eine Begegnung zu vermitteln,
ohne daß die Prinzessin ahne, warum es sich handle; er werde
erst dann beruhigt sein über seines Veters Schicksal, wenn
er an seiner Seite eine ihm ganz ebenbürtige Frau sehen
konne, die ihren Beruf so hoch auffassen werde wie Fürst Karl
selbst.“ Der Kronprinz hielt Wort. Während der Fürst nach
Paris ging und hier Kaiser Napoleon von seiner Wahl Mit-
teilung machte, der sich mit den Worten einverstanden er-
klärte: „Die deutschen Prinzessinnen sind immer so gut er-
zogen“, telegraphierte ihm der Kronprinz, daß ein Rendezvous
mit der Fürstin und Prinzessin von Wied am 12. Oktober
stattfinden könne; die Kronprinzessin habe das Arrangement
so getroffen, daß das Auffallende vermieden werde; die
Wienschen Herrschaften würden am 12. zu einem Konzert
nach Köln fahren.

Während des Kölner Beethoven-Festes trafen sich so die
Prinzessin und der Fürst. „Die schönen Tüme des Kölner

*) Verte Allee = Allée Verte.

Domes warfen ihren Schatten auf uns", erzählt Elisabeth, "und in dem kleinen Garten des Hotel du Nord stellte ich eifrig Fragen an den Fürsten, dem wir zufällig begegnet waren. Er erzählte mir von seiner schweren Aufgabe und dem fremden Lande, das sein eigenes geworden war, von seinen weiten Ebenen und wilden Bergen. Er sprach lange und gut, und ich hörte ihm atemlos, erstaunt und entzückt zu. Und ich benachbete den jungen Herrscher darum, daß er ein Szepter angenommen hatte, dessen Behauptung einen so festen Griff erforderte wie ein Schwert." Nach dieser Unterredung ist Fürst Karl bereits völlig in ihrem Bann. Er erlaubt den ihn begleitenden Herren, er sei entschlossen, augenblicklich den entscheidenden Schritt zu wagen. Sofort hält er bei der Fürstin um die Hand ihrer Tochter an. Während Elisabeth ihr neues schönes Kleid zum Konzert der verehrten Alara Schumann anzieht, ist der Fürst bei ihrer Mutter, "und blieb und blieb und blieb. Ich war so ungeduldig und hatte sogar schon die Handschuhe zugeknüpft. Da endlich war er fort. Ich stürzte hinein. „Aber Mama“, wollte ich sagen, „du bist ja noch garnicht angezogen!“ Aber ein sonderbarer Ausdruck auf ihrem Gesicht ließ mich schweigen, und nun sagte sie mir, daß der Fürst von Rumänien eben um meine Hand angehalten habe. Ich machte ein seltsames Gesicht, so daß meine Mutter schon auf das gewohnte „Nein“, das ich jedem Freier entgegensetzte, gefaßt war; aber ich sagte weiter nichts als: „Schon?“ Dann erzählte mir meine Mutter, was er gesagt hatte, wie er eine Gefährtin suchte, die seine schwere Aufgabe mit ihm teilen könnte, die die Hälfte der Lasten auf ihre Schulter nehmen wolle. Und nach einer Viertelstunde sagte ich: „Laß ihn kommen, er ist der Rechte!“ Und es war „der Rechte“. Eine selten glückliche und segensreiche Ehe hat das rumänische Herrscherpaar geführt, und unter denen, die den innigen Anteil an ihrem Schicksal nahmen, war ihr „Brautwerber“, der spätere Kaiser Friedrich, der in seinem Glückwunschbrief geschrieben hatte: „Du wirst Dir denken können, wie mein Herz beim Empfang der Nachricht jubelt hat, denn eine lang gehegte stille Hoffnung hat sich erfüllt, und meine Erwartung, daß Elisabeths Erscheinung ihren Eindruck auf Dich nicht verschlehen wird, ist eingetroffen. Möge Gott nun auch in Eurer Ehe das Glück bescheiden, das Du in der meinigen oft genug zu beurteilen Gelegenheit gefunden hast; möget Ihr also reichlich für all die Entsagungen entschädigt werden, die Eure Stellung in der neuen Heimat unvermeidlich mit sich bringt!“



Aus der Kriegszeit.

In den Sperrforts von Verdun. Ein dänischer Bericht, erstattet, der im vorigen Herbst an einem Besuch der französischen Front und dabei auch Verdun teilgenommen hat, schildert jetzt in „Näheham“ einen Ausflug, den er damals zu den äußersten Verteidigungsstellen der Festung gemacht hat: Die Landstraße verläuft nach Norden an der Maas entlang. Sie läuft durch eine Niederung, die im Sommer ein sippiger grüner Teppich mit gelben und weißen Blumen darin ist. Jetzt sehen wir nur große, blasse Flächen, die Maas ist über ihre Ufer getreten und ein See geworden. Hier und da in den Weiden stehen kleine Baumgruppen, 3-4 Schweibachbäume beisammen, die Stämme stehen bis zum Reize im Wasser, und verzweifelt strecken sie ihre nackten Zweige gegen den niedrigen Winterhimmel. Keine anderen Farben gibt es hier als die braune Erde, ein paar Ästel mit verdorrtem grünem Gras, die verdorrten Zweige der Bäume in der regenschweren Luft und drei schwarze Raben, die für einen Augenblick an dem grauen Horizont dunkle Flecke bilden. Wenn man lange genug an der Front gewesen ist, beginnt man Kleinigkeiten zu bemerken, ich sehe, daß man an den Bäumen der Bombstraße bis zu einer Höhe von 3-4 Meter das Moos entfernt hat, so daß die Bäume ganz hell sind. Das ist nicht nur der Schönheit wegen, sondern damit die Antontobile des Nachts ohne Laternen fahren und die marschierenden Kolonnen den Wegrand im Dunkel unter scheiden können. Wir haben jetzt das erste Ziel unseres Ausfluges erreicht. Es ist eine Stelle zwischen Vaux und Douaumont, südlich der Front bei Ornnes. Da die Deutschen jetzt das Fort Douaumont erobert haben, kann ich die Stelle so einigermaßen angeben; denn ich nehme an, daß das Geschütz entweder längst vernichtet, erobert oder fortgeschafft ist. Welche

Mühe muß es gemacht haben, es fortzuschaffen! Unterhalb eines Hügels in einer Art Kiesgrube, in der stellenweise etwas Unterholz wuchs, hatten die Franzosen eine Geschützstellung gebaut. Es war keine gewöhnliche kleine Spielzeugkanone, sondern ein Monstrum, ursprünglich für einen Dreadnought bestimmt, die größte, die ich je gesehen habe. Wenn ich mich recht entsinne, war sie 15 Meter lang, und die Ladekammer hatte einen Durchmesser von 1 1/2 Meter. Jedem einzelnen Schuß kostete 1000 Franken, und bisher hatte das Geschütz 350 Schüsse abgegeben. Die ganze Aufstellung war interessant. Das Geschütz stand auf einer soliden Betonunterlage und war sorgfältig in einen mächtigen Regenmantel eingehüllt. Darüber war ein Haus mit Zementmauern gebaut, dessen Dach mit Zweigen und Laub bedeckt war, so daß das Haus, von einem Flugzeug aus gesehen, an einen kleinen Busch erinnern mußte. Das ganze Haus stand auf Schienen und konnte binnen weniger Minuten fortgerollt werden. Um diese Geschützstellung herum waren mächtige Wälle aus Sand, Löss und Zement aufgeführt. Enge unterirdische Gänge führten zum Innern großer, bläulich aussehender, sorgfältig zementierter Höhlen, deren Kammern mit mannshohen Granaten zu 1000 Franken das Stück gefüllt waren. Auch die Geschosse waren mit Antivert zugedeckt. Gegen 50 Marine-soldaten hatten mit dem Ungeheuer zu tun. Jetzt ist es, wie gesagt, vernichtet, erobert oder fortgeschafft. Aber es wieder aufzustellen, kostet einen Monat Arbeit. Diese Rieskanonen, ein paar Meilen hinter der Front, bedeuteten mehr für Verdun als Verteidigung als seine berühmten Forts. Aber wie sollten ja auch ein Fort sehen und führen deshalb von Vaux nach Maulainville. Mein ständiger Eindruck in diesem Fort, das wie eine kleine Stadt war, waren die Artilleristen. Selten habe ich so viele Männer gesehen! Sie quollen über, ihre Uniformen waren dicht am Plagen, und es bestand für uns kein Zweifel, daß mit das Bedrückteste, was einem Soldaten geschehen kann, der Dienst in einer Festung ist. Hier schläft man lange, ist gut und hat sehr wenig zu tun. Gemeinlich aber allen diesen dicken Artilleristen war ihr würdiger, verantwortungsvoller Ausdruck. Sie lebten noch in einer Vorstellung aus der Zeit vor dem Kriege, daß sie unermessbar wären. Mit großem Ernst demonstrierten sie erst die Aussicht von der Bastion. Hier von überblickt man das ganze Weib, das immer eine Hochebene genannt wird, das mir aber als ein unermesslich trostloses Tiefland erschien, in dem sich der Regen, der beständig niederging, ellenhoch in den Schützengraben sammeln muß. Die Wege verlaufen wie weiße Striche nach Osten durch die Landschaft, der eine nach Metz, das man bei Nareu Wetter abut, ein anderer nach Etain, das im Besitz der Deutschen ist. Auf der ganzen unendlichen Ebene steht man kein einziges lebendes Wesen. Dann wurden wir durch einige tiefe, gewölbte Gänge mit fuchsfarbenen Mauern geführt, die an die Katakomben von Kronborg erinnerten, und plötzlich standen wir im „Turm“, wo eine sinnreiche Maschinerie die Kanonenkuppel genau und so viel Sekunden hebt und senkt, wie erforderlich sind, um die Geschütze abzufeuern. Es war ein imposanter Augenblick, als die Kuppel sich über unseren Häusern hob und wir die Geschützumkämpfungen auf einen unsichtbaren Feind gerichtet sahen. Der würdige Artillerist, der dort die Maschinario handhabte, verzog keine Miene. Er erinnerte mich an einen Schützenbruder, der bei der gefüllten Ente Neden auf das Vaterland hält. Aber als die Kuppel sich wieder gesenkt hatte, glitt ein wohlwollendes Lächeln über sein glänzendes Gesicht. „Ein niedliches Spielzeug“, sagte der uns begleitende Offizier. „Und ein sehr kostbares Spielzeug. Wir haben sie behauptet, weil wir sie einmal hatten und weil sie vielleicht trotzdem bei irgendeiner Gelegenheit von Nutzen sein können. Aber wir haben unsere Verteidigung nicht mehr auf diese Festungen auf. Bereits nach dem Falle von Mauberge wußten wir, was unsere Sperrforts wert sind.“ (Hens. Bl.)

Was „Kleinigkeiten“ im Kriege kosten. Welche ungeheuren Summen der Krieg auch durch die Herstellung von Dingen verschlingt, die nur ganz nebensächliche Bedeutung haben, beleuchtet ein Aufsatz des „New Yorker Engineering and Mining Journal“. Bei den amerikanischen Kriegseinsparungen an England mußte z. B. bei jeder Granate ein messingener Stößel mitgeschickt werden, durch den der Zünder beim Transport geschützt wurde. Diese Stößel werden von dem Arbeiter des Geschosses herausgenommen und weggeworfen. Dabei war das Messing außerordentlich kostbar. Als einmal bei einem Angehörigen diese Messingstößel in großer Anzahl bestellt wurden, verlangte er dafür mehr

als eine Million Dollar, und da man dies für zu hoch fand, erklärte er, dieselben Stöpsel für weniger als ein Hundertstel der ersten Summe heranzu bringen zu können, wenn er sie jetzt aus Messing — aus Holz anfertigen könne. Dies wurde gestattet, und seitdem erfüllen die hölzernen Stöpsel denselben Zweck; aber mit den messingenen hat man ungeheure Summen vergeudet. Die Beitzylinder, die sehr heisse mechanische Apparate sind, müssen vor Feuchtigkeits- und Staubbewahrung werden und werden deshalb beim längeren Transport mit einer Hülle von Staatspapier umgeben. Als die russische Regierung in Amurka 25 Millionen solcher Zylinder bestellte, vermochten die Fabrikanten nicht genügende Mengen Staatspapier aus Zinn herbeizuschaffen und verwendeten daraufhin eine ähnliche billigere Substanz aus Blei, wodurch große Summen gespart wurden. Die Versorgung der Russen mit Munition durch Amerika geschah eine Zeitlang deshalb so langsam, weil die Russen darauf bestanden, daß alle Geschosse nickelplattiert sein müßten. Es war schwierig, so viel Nickel aufzutreiben, und erst als sie von dieser Forderung abgingen, konnte schneller und billiger geliefert werden. Aber auch damit waren riesige Summen verschwendet worden.

Auf den Schlachtfeldern am Tigris. Romantische Bilder von dem interessanten Kriegsgebiet am Tigris, auf dem die Türken jetzt so erfolgreich gegen die Engländer kämpfen, entwirft der englische Kriegsberichterstatter Edmund Candlish in der „Daily Mail“: „Oberhalb von Amara werden die Ufer des Tigris immer eintöniger und öder. Die Schilfroshütten der Nomaden, die vorher in der Landschaft auftauchten, werden nun durch schwarze Biegenharzestele ersetzt. Das Gelände ist leicht zu beschreiben: harter getrockneter Schlamm zu beiden Seiten. Nur zwei Pflanzen finden in dieser Wüste ihr mühsames Fortkommen. Die eine ist der Harnooq, ein unansehnlicher dorniger Strauch, der einen Fuß hoch wird und in seiner Winterfärbung ein krankhaftes gelbliches Grün zeigt. Man nennt dies häßliche Gestrüpp häufig Kameldorn, obwohl es mit dem richtigen Kameldorn der Nordwestgrenze Indiens nichts zu tun hat. Die andere Pflanze ist der Aqeen, ein faseriges Gewächs mit langen Wurzeln, das zur Feuerung benutzt wird. Die Palme ist oberhalb von Amara eine Seltenheit; die wenigen, die man in den Schlammhöfchen sieht, sind verküppelt und tragen keine eßbaren Früchte. Nur bei Ali Schargi dehnt sich ein Kranz von Bäumen, ein kleiner Wald, der voller Blüthenpracht steht und den Kriegern, die daran vorbeimarschieren, heimlich ins Herz gießt nach englischen Bäumen, nach irgendwelchem frischen Grün, das sonst in dieser traurigen endlosen Landschaft nirgends zu sehen ist. Bei Ali Charbi, wo die Truppen zum Normarsch zusammengezogen wurden, macht der Fluß eine scharfe Wendung nach Osten, und hier bringt eine neue Erscheinung etwas Abwechslung in diese traurige eintönige Szenerie; es sind die Busch-i-Kuh-Berge, die sich schneebedeckt an der persischen Grenze hinziehen und über denen schwere Wolken sich wie dunkle Schatten von einem mauvefarbenen Hintergrund abheben. Das Land zwischen dem Tigris und diesem Gebirge war der Schauplatz der Schlacht von Scheich-Saad. Völlig unfruchtbar dehnt sich diese Ebene, auf der sogar der Aqeen und Harnooq nicht mehr gedeihen. Der Sand, der sonst der Wüste seine Prägung aufdrückt, wird hier überdeckt von Geröll und hartem Schlamm, und über dies hölperige Gelände jagten nun die Wagen mit ihrer Last von Verwundeten, die ihre Schmerzen doppelt empfanden.“ Mit einem Dampfzug war der Berichterstatter den Fluß hinaufgefahren und dem Schlachtfeld ganz nahe gekommen. „Wir hatten die ganze Nacht über den Kanonendonner gehört. Die Entfaltung unserer Truppen an Land wurde für uns durch eine seltsame Luftspiegelung verunstaltet. Wir sahen Infanterie vorbeiziehen wie sich bewegendes Wasser; andere Massen, die nichts anderes als Artillerie sein konnten, kreuzten die Pontonbrücke, die oberhalb unserer Stellung lag, vom rechten zum linken Ufer. Die Luftspiegelung, die das Ganze in eine anrüchelt phantastische Stimmung tauchte, erstreckte sich nicht auf die Atmosphäre in der Höhe einer explodierenden Granate. Wir konnten daher die Schrapnellwolken hoch in der Luft sehen, aber wußten nicht, ob es die türkische Artillerie oder unsere eigene wäre. Erst später erkannten wir, daß unser ganze Nacht mit den Türken im erbitterten Kampf lag, und wie grimmig und furchtbar diese Schlacht gewesen, sehen wir an dem Strom der Verwundeten, der von den Schlachtfeldern her sich nach dem Ufer ergoß. Die Kanonen, die wir gehört, hatten bei den Kämpfen eine sehr geringe

Rolle gespielt, denn die Luftspiegelung hatte ein sicheres Ziel unserer Artillerie unmöglich gemacht und die richtige Vorbereitung unseres Angriffes verhindert. So hatte man es mit einem Frontalsturm gegen die feindliche Stellung versuchen müssen. In diesem traurigen und verlassenem Ufer des Tigris wurde nun ein Kirchhof errichtet für die zahlreichen Toten. Man stellte sich dieses Massenbegräbniß vor auf einem engen Raum, während die Toten auf Maueseln und Kanzen herbeigetragen werden. In der Ferne leuchtete durch den Rauch der Transportdampfer und die schlanken Masten der Flußschiffe der Schnee der Busch-i-Kuh-Berge, über denen mit einem schwachen Rot der letzte Sonnengruß am Himmel stand. Nach wird das letzte Wort für die Gefallenen bereitet, der Vater spricht ein paar segnende Worte, und dann erheben sich auf den Hügel die einfachen Kreuze, aus Packstücken gezimmert, mit den schlichten Inschriften. Beim Quarm eines Lagerfeuers sehen sich unterdessen die Verwundeten ihre Verletzungen an. Stöhnen und Seufzen und dumpfes Geknurre hallt durch die dunkle Nacht an diesem feinen öden Tigrisufer.“ (Zens. Wln.)

Aschermittwoch. Der Aschermittwoch verdankt bekanntlich seinen Namen einem noch heute in der katholischen Kirche geübten Brauche. Der Priester zeichnet den Gläubigen mit geweihter Asche ein Kreuz auf die Stirn und spricht dabei die lateinischen Worte: Memento quia pulvis es et in pulverem reverteris (Gedenke, daß du Staub bist und wieder zu Staub zurückkehren wirst). Das Wort „Aschermittwoch“ hat einen alttümlichen Klang. Aschermittwoch, müßten wir eigentlich sagen, ebenso wie wir heute vom Aschenbrödel reden, das früher auch nur Aschenbrödel genannt wurde. Die einstige Bezeichnung „ascherfarb“ bedeutete daselbe wie unser heutiger Ausdruck „aschgrau“. Auch vom Aschtag oder vom Ascherigen Mittwoch sprach man in früheren Jahrhunderten; zuerst siegte der Ausdruck „Aschermittwoch“ über diese Bezeichnungen, und er hat sich behauptet bis zum heutigen Tage. In den Aschermittwochen knüpfen sich noch in verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebietes eigenartige Bräute. In einigen Orten Graubündens wird jeder, der sich an diesem Tage auf der Straße zeigt, mit Asche beworfen. In protestantischen Gebieten Norddeutschlands, wie in der Mark, im Harz, in Sachsen und Thüringen pflegt man durch das sogenannte Aschern oder Aschablehnen an die frühere Bedeutung dieses Tages zu erinnern. Wer nämlich zuerst erwacht, weckt die anderen mit Rutenschlägen. In Leipzig gehen die Kinder mit bändergeschmückten Tannenzweigen ans Bett der Eltern oder zu den Vätern und schlagen sie, um dafür Dank zu bekommen. Am Harz treiben die Kinder die Erwachsenden mit Birkenreisern aus dem Bett und erhalten Bregeln als Danksgeld. In Flandern heißt der Aschermittwoch Aschmistenstag (Kreuzmontag); er gilt dort zumeist als einer der strengsten Fasttage, an dem weder Milch noch Butter genossen werden darf. Daher bilden in Belgien Gerichte mit weißen Bohnen das Hauptgericht des Tages, zu dem in Antwerpen noch besondere kleine Brötchen kommen, die Wecken heißen. . . . Einer großen Verbreitung erfreut sich noch der alte Brauch, am Aschermittwoch die Fastnacht zu begraben. In einigen Orten Deutsch-Pommern pflegt man eine große ausgestopfte Figur in Gestalt eines Mannes, Bacchus genannt, auf einer Tragbahre herumzutragen und zuletzt ins Wasser zu werfen. Anderswo tritt an die Stelle des Bacchus eine alte Wahzeige, die in der Erde oder im Schnee vergraben wird. Früher wurden selbst wirkliche Menschen, die den „Fastnachtstören“ oder „Fastnachtstörren“ vorstellten, unter Stroh begraben oder ins Wasser geworfen. Am Harz, besonders in Oschersode, wird noch jetzt ein Mann, der sich dazu hergibt, in einen Wackelwagen gelegt und mit Trauergefangen an eine Stelle getragen, an der man vorher ein Loch gegraben hat. In dieses Loch wird statt der Person eine Flasche mit Brannwein gestellt, und dabei wird eine Trauerrede auf den begrabenen Fastnachtstören gehalten. Hiernach begeben sich die Anwesenden wieder auf den Versammlungsort zurück und rauchen aus langen Tonpfeifen, wie sie bei Begräbnissen geweiht werden. Am Morgen des nächstjährigen Fastnachtstags wird dann die Flasche mit Brannwein ausgegraben, der vorzüglich schön und zehnmal besser als anderer Brannwein schmecken soll. Auch in verschiedenen Gegenden Westfalens, der Rheinprovinz und der deutschen Schweiz haben sich ähnliche Bräute des Fastnachtstages bis zum heutigen Tage erhalten.